

„Braucht der Islam eine Reformation?“ lautete das Thema einer Podiumsdiskussion am 26.5.2017 auf dem Berliner Kirchentag innerhalb der Reihe „Streit-Zeit“ im Zentrum Weltanschauungen (vgl. den Bericht über die Veranstaltung: MD 7/2017, 250-254). Auf dem Podium war neben Abdel-Hakim Ourghi (Mitbegründer der Vereinigung „Säkulare Muslime“) und Bekir Alboğa (Generalsekretär von DİTİB) die Islamwissenschaftlerin Nushin Atmaca, Vorsitzende des Liberal-Islamischen Bundes (LIB). Im Folgenden dokumentieren wir ihr Statement.

Nushin Atmaca, Berlin

Braucht der Islam eine Reformation?

Statement einer liberalen Muslimin

„Braucht der Islam eine Reformation?“ Als Muslima begegnet mir diese Frage recht oft, und das in unterschiedlichen Variationen. Eins haben sie jedoch alle gemeinsam: Meist handelt es sich um eine in eine Frage verpackte Feststellung – der Islam brauche doch eine Reformation, eine Aufklärung, um endlich in der Moderne anzukommen. Zwar ist der Titel dieser Veranstaltung im Wissen um die Implikationen bewusst provokativ gewählt, und dennoch oder vielleicht gerade deswegen erinnert er mich an das Unwohlsein, welches mich bei Fragen dieser Art beschleicht.

Dieses Unwohlsein hat mehrere Gründe. Zum einen offenbart die Frage nach der Reformation(sbedürftigkeit) des Islam die Annahme einer historischen Linearität, das heißt der Vorstellung, Geschichte müsse immer gleich verlaufen. Diese Annahme war lange Konsens in der Wissenschaft, bis sich in den vergangenen Jahrzehnten die Sichtweise durchgesetzt hat, dass es keine historische Linearität gibt und dementsprechend auch nicht „die Moderne“, sondern vielfältige Modernen. Darüber hinaus beinhaltet die Frage die Vorstellung einer ge-

wissen Parallelität in Bezug auf die Struktur von Christentum und Islam. Jedoch gibt es keine „islamische Kirche“: Die Hierarchie, die sich im christlichen und dort gerade im katholischen Klerus findet, ist der islamischen Gelehrtenschaft fremd.

Noch mehr als die beiden zuvor genannten Punkte stört mich der Paternalismus, der der Frage nach der Reformation im Islam innewohnt. Sie erscheint mir wie ein gönnerhaftes Schulterklopfen, ein paraphrasiertes „Ihr seid ja noch nicht so weit!“ Manchmal ist es auch ein warnend erhobener Zeigefinger, der eine bestimmte Entwicklung anmahnt. In beiden Fällen jedoch ist es keine Frage auf Augenhöhe, sondern – wenn auch wohlwollend – eine Zustandsbeschreibung von oben herab. Ironischerweise wird diese oftmals von Menschen getätigt, die sich mit der Materie kaum auskennen, die sich also vor allem durch Unwissen über die islamische Geistesgeschichte, über progressive Ansätze in Vergangenheit und Gegenwart auszeichnen. Diese Ignoranz gegenüber Strömungen wie der Mu‘tazila, die den Verstand betonten, und zeitgenössischen Theologinnen und Theologen, die sich für

Gendergerechtigkeit einsetzen, ist der vierte und letzte Punkt, der mich in Bezug auf die Frage nach der Reform(ation) stört. Trotz all der Kritik, die an ihr angebracht werden kann, regt die Frage dennoch zum Nachdenken an und mag dadurch neue Erkenntnisse zutage fördern. Um dem Versuch einer Antwort näherzukommen, müssen wir uns jedoch erst einmal anschauen, in welchem Zustand sich „der Islam“, hier verstanden als das islamische Denken, befindet und wo aus muslimischer Perspektive der Wunsch nach neuen Impulsen besteht. Denn oftmals sind es Nichtmusliminnen und Nichtmuslime, die ihre Erwartungshaltungen an die muslimischen Communities in diesem Land formulieren. Viel zu selten noch melden sich Musliminnen und Muslime selbst in all den „Islam-Debatten“ zu Wort.

Zum Zustand des islamischen Denkens

In Bezug auf den Zustand des islamischen Denkens lässt sich Folgendes konstatieren: Das reiche Erbe der eigenen Geistesgeschichte ist in Vergessenheit geraten oder wird negiert. Durchgesetzt hat sich die traditionelle Theologie mit ihrem Dogma „ohne zu fragen wie“ (*bi-lā kaif*), welches sich auch dazu eignet, Fragen, die der Mensch nicht beantworten könne, zurückzustellen oder zu tabuisieren. Zudem sind progressive und liberale Stimmen marginalisiert und werden in traditionelleren muslimischen Kreisen, aber auch in großen Teilen der Mehrheitsgesellschaft nicht ernst genommen, nicht als „islamisch“ anerkannt. Das ist ein unhaltbarer Zustand. Der Liberal-Islamische Bund beispielsweise negiert nicht die Daseinsberechtigung der konservativen und traditionellen Akteure, nicht deren gute Arbeit und schon gar nicht deren Muslim-Sein. Dieselbe Anerkennung, denselben Respekt und wo angemessen auch dieselbe Solidarität, die

wir der konservativen Seite entgegenbringen, erwarten wir auch von ihr. Wir gehen sehr bewusst mit der uns zugeschriebenen Rolle als „gute Muslime“ um und wehren uns gegen jedwede Vereinnahmung durch andere, insbesondere durch sogenannte Islamkritikerinnen und -kritiker, die ihren antimuslimischen Rassismus, ihre Feindschlichkeit gegenüber allem Islamischen als Kritik salonfähig machen.

Aber nun zurück zur Frage nach dem Zustand „des Islam“. Zugespitzt lässt sich sagen, dass der Mainstream des islamischen Denkens stehengeblieben ist; jedoch nicht, wie oftmals postuliert wird, im 7. Jahrhundert, sondern am Anfang des 20. Jahrhunderts. Zu diesem Zeitpunkt brach das Osmanische Reich zusammen, es begann ein als endgültig empfundener Niedergang, der bereits durch die Übermacht der Europäer in Zeiten des Kolonialismus bzw. des Imperialismus ausgelöst wurde. Das Gefühl, vom Westen überholt worden zu sein, stellte sich daher bereits im 19. Jahrhundert ein.

Die Antwort der damaligen islamischen Reformen, der sogenannten Salafis um Muhammad Abduh und Rashid Rida, auf die Frage, wie die islamische Welt zum Westen aufschließen könne, war zweiteilig: Zum einen sollten westliche Fortschritte aus Wissenschaft und Technik übernommen werden, zum anderen wurde eine Rückkehr zu den eigenen religiösen Wurzeln propagiert. Aus diesem Ansatz entwickelte sich im Laufe der Zeit die Vorstellung von einem islamischen „Goldenen Zeitalter“, das in die Zeit des Propheten Muhammad projiziert wurde. Das Wiedererreichen dieses Zustands gewann oberste Priorität; traditionelle Gelehrtenmeinungen wurden beiseitegeschoben, um dem Individuum zu ermöglichen, sich durch das Studium der religiösen Quellen selbst eine Meinung zu bilden. Letzteres wird *ijtihad* genannt und war lange Zeit eine mögliche Auslegungsmethode, bevor andere, eher die Nachahmung betonende

Ansätze Überhand gewannen. Interessanterweise wurde die frühe Salafiyya mit dem Desiderat, sich wieder den Quellen zuzuwenden und nicht nur die Sekundärliteratur zu studieren, zur Inspiration sowohl für liberale und progressive Musliminnen und Muslime als auch für Fundamentalistinnen und Fundamentalisten der heutigen Zeit. Gleichwohl lässt sich festhalten, dass liberale Strömungen durchaus Bezug nehmen auf vergangene Gelehrtenmeinungen und diese weiterführen, während Anhängerinnen und Anhänger fundamentalistischer Lesarten ihre eigenen Gelehrten etabliert haben, denen sie teils blind folgen.

Das Fenster zu einer Vielzahl möglicher Interpretationen, welches sich durch das Engagement der Reformer abzeichnete, wurde letztlich nie richtig geöffnet. Vielmehr fand stattdessen eine Verengung auf eine als authentisch geltende Lesart statt mit dem Ergebnis, dass sich die Vorstellung von „dem einen Islam“ sowohl bei muslimischen als auch bei nichtmuslimischen Menschen durchgesetzt hat. Bedingt wurde diese wachsende Einschränkung unter anderem durch Niedergang und Zerfall des Osmanischen Reiches Anfang des 20. Jahrhunderts. Dieses Gefühl der Unterlegenheit lässt sich in Teilen der islamisch geprägten Welt bis heute feststellen und wirkt – neben anderen Faktoren wie patriarchalischen und autoritären Gesellschaften – hemmend, wenn es darum geht, Antworten auf aktuelle, brennende Fragen zu finden.

Stagnation überwinden, eine lebendige Religion werden

Was ist also zu tun, um die beschriebene Stagnation zu überwinden, um unsere Religion wieder zu einer lebendigen Religion werden zu lassen, die positive Antworten auf Fragen des 21. Jahrhunderts findet? Wir brauchen Öffnung und Akzeptanz. Gegenüber der Vielfalt in Vergangenheit und

Gegenwart, gegenüber der Tatsache, dass es „den einen Islam“ nicht gibt, auch auf normativer Ebene nicht. Das ist ein Desiderat sowohl an liberale als auch an konservative Musliminnen und Muslime. Missionierungseifer, der alle anderen Auslegungen nicht anerkennt, ist schädlich, unabhängig von welcher Seite.

Wir müssen die Eigenverantwortlichkeit und die Freiheit des Individuums stärken, auch und gerade im Glauben. Seit seiner Gründung hat sich der Liberal-Islamische Bund genau das auf die Fahnen geschrieben, denn nur so können die Macht religiöser Autoritäten und – manchmal nur sogenannter – Gelehrter und ihre Deutungshoheit relativiert werden. Dabei geht es nicht darum, die Gelehrtenschicht zu diskreditieren und abzuschaffen. Es geht darum, das Individuum in die Lage zu versetzen, selbständig und wohlwollend seine eigene Religion zu reflektieren. Anknüpfungspunkte für diesen Ansatz gibt es in der eigenen islamischen Geistesgeschichte genügend – sie müssen hervorgeholt, weitergedacht und etabliert werden.

Wir müssen abrücken von dem, was ich ein „totalitäres“ Verständnis des Islam nenne. Es ist dies ein recht junges, teilweise politisches Verständnis unserer Religion, hinter dem sich die Auffassung verbirgt, dass der Islam ein Regelwerk sei, der jeden Aspekt menschlichen Lebens verrechtlicht und in Verbotenes und Erlaubtes teilt. Stattdessen sollten wir Religion als persönlichen Glauben begreifen, die Scharia als ethischen Leitfaden, als moralischen Kompass, der zwar über gottesdienstliche Handlungen hinauszeigt, aber die Beziehung zwischen Gott und dem einzelnen Menschen in den Mittelpunkt stellt und sich nicht ausschließlich an Gottes Lohn und Gottes Strafe orientiert. Dies bedeutet auch, mehr Fragen von Suchenden und Zweifelnden zuzulassen. Wir müssen für einen reflektierten Umgang mit unseren religiösen Quellen werben.

Dazu zählt, anknüpfend an die traditionelle Wissenschaft der „Anlässe der Offenbarung“ (*asbab an-nuzūl*) die Frage, welche Verse stark kontextgebunden und welche eher als überzeitlich zu verstehen sind. Wie füllen wir diese unterschiedlichen Kategorien? Dabei mag uns die Frage nach dem *Sinn*, der *message* helfen: Wie können wir diesem, ausgehend vom Bild eines gütigen, gerechten und sich erbarmenden Gottes, heute Ausdruck verleihen? Ähnliches gilt auch für die Rolle des Propheten: Was geben uns die Überlieferungen für unser heutiges Leben mit? Welche Prinzipien, welche ethischen Überlegungen lassen sich aus ihnen ableiten?

Bei diesen Überlegungen muss uns bewusst sein, dass wir diese nicht objektiv anstellen, dass wir Objektivität nicht erreichen können. Denn natürlich haben wir unsere Brille auf, die gefärbt ist durch unsere Sozialisation, unseren familiären Hintergrund, unsere soziale und kulturelle Herkunft und vieles mehr. Und wir haben eine Vorstellung von Gott und dem, was er für uns will, die unser Verständnis und unsere Auslegung religiöser Texte maßgeblich prägt. Diese *positionality* sollten wir unbedingt anerkennen, denn sie führt uns zu zwei wichtigen Erkenntnissen: Die menschlichen Interpretationen sind immer relativ, die absolute Wahrheit liegt bei Gott. Das bedeutet aber auch, dass wir tolerant und offen gegenüber anderen Verständnissen desselben Textes sein sollten, solange diese sich in dem Rahmen bewegen, auf den sich unsere Gesellschaft und unser Staat durch seine Gesetzgebung verständigt haben.

Wir müssen nicht nur einen reflektierenden Umgang mit den religiösen Quellen pflegen, sondern diesen ebenso für die islamische Theologie und Geistesgeschichte einfordern. Das bedeutet, dass wir auch die daraus hervorgegangenen Texte kontextualisieren und hinterfragen müssen, denn Lehrmeinungen sind nicht in Stein gemei-

ßelt. Wer hat was wann geschrieben, aus welcher Perspektive, mit welcher Brille? Diese Herangehensweise soll nicht dazu führen, dass theologische Erkenntnisse ignoriert werden; vielmehr sollen sie neu durchdacht und im Hinblick auf Inspiration und Anknüpfungspunkte für aktuelle Fragestellungen und weitergehende Überlegungen geprüft werden. Dabei gilt auch hier: Jedem Individuum muss die Freiheit zugestanden werden, sich eine eigene – andere – Meinung bilden zu können.

Was eine Öffnung behindert

Neben den genannten wünschenswerten Ansätzen gibt es einige Phänomene, die der beschriebenen Öffnung und Wiederbelebung im Wege stehen.

Gerade in Deutschland sollten wir uns darüber im Klaren sein, dass es bei den Debatten um Islam und Muslime nicht nur um religiöse Aspekte geht, die natürlich angesprochen werden können, im Idealfall aber in einem innermuslimischen Dialog vertieft und beantwortet werden sollten. Es geht vielmehr auch darum, dass die Zugehörigkeit einer religiösen Minderheit – die nicht selten mit Alltagsrassismus und struktureller Diskriminierung zu kämpfen hat – zu diesem Land und seiner Gesellschaft regelmäßig hitzig diskutiert wird. Es erscheint daher nicht zu viel verlangt, dass all jene, die diese Diskussionen anstoßen, sich daran beteiligen und unter Umständen von ihnen profitieren, sich der politischen Sensibilität bewusst werden und sich um einen sachlichen Diskurs bemühen, statt zu versuchen, sich in plakativen, polemischen und apologetischen Aussagen zu überbieten.

Daneben brauchen wir keine Negierung bestehender Probleme, wie beispielsweise der Popularität einer dschihadistischen Lesart. Wir sollten uns bewusst machen, dass nicht die Texte das eigentliche Problem

sind, sondern der Umgang mit ihnen. Die Tabuisierung von Fragen und der eigenen Reflexion führt zu einer Autoritätengläubigkeit, die den einzelnen Menschen entmündigt, ihn in eine geistige Passivität zwingt und somit fundamentalistische Lesarten begünstigen kann.

Gleichzeitig sollten wir uns daran erinnern, dass nicht nur das Erstarken von Religionen, sondern auch der Zulauf, den fundamentalistische Bewegungen genießen, ein globaler Trend ist. Radikalisierung hat oftmals soziale und emotionale Ursachen, gerade der „Dschihad“ ist zu einer Art Lifestyle avanciert. Hier ist die gesamte Gesellschaft in der Pflicht, denn es sind ihre Kinder, die sie an eine fanatische und gewaltverherrlichende Ideologie verliert.

Ebenso müssen wir aufhören, antimuslimische „Islamkritik“ zu adeln, indem wir sie als notwendig bezeichnen. „Islamkritik“ ist allzu oft ein Euphemismus für Islamfeindlichkeit und antimuslimischen Rassismus und damit keinesfalls ein konstruktiver Debattenbeitrag. Nun steht es natürlich jedem Menschen frei, den Islam für überflüssig, gefährlich, inkompatibel mit der hiesigen Gesellschaft zu halten, aber wir sollten uns erstens daran erinnern, dass wir hier über eine Minderheit sprechen, die mit mehr und mehr Skepsis betrachtet wird, und zweitens fragen, welche Debattenbeiträge wirklich dazu beitragen, Dialog, Austausch und Öffnung herbeizuführen, und welche eher Öl ins Feuer einer ohnehin hitzigen Diskussion gießen. Sensibilität und das Einhalten roter Linien, die durch Aussagen wie „Die Muslime sind frauenfeindlich“ – „Der Islam wird sich niemals ändern“ – „Der Islam ist böse“ – „Muslime unterwandern Europa und planen die Einführung der Scharia“ überschritten werden, sollten selbstverständlich sein, ohne dabei auf inhaltliche Kritik verzichten zu müssen. Aber auch subtilerer Stimmungsmache

sollten wir uns entschlossen entgegenstellen.

Wir brauchen keine Kultivierung der „Andersartigkeit“, weder von muslimischer noch von nichtmuslimischer Seite aus. Musliminnen und Muslime sind nicht inhärent anders als Menschen, deren Familien seit Generationen im sogenannten Westen leben. Es gibt fundamentalistische, konservative und liberale Menschen islamischen Glaubens, und solange sie sich innerhalb des rechtlichen Rahmens bewegen, muss eine offene Gesellschaft sie aushalten können – auch dann, wenn es sich bei ihnen um Musliminnen und Muslime handelt. Denn wir tolerieren auch liberale, konservative, reaktionäre und fundamentalistische Menschen, die keine Muslime sind. Die Rechte, die ein liberaler, säkularer und demokratischer Rechtsstaat seinen Bürgerinnen und Bürgern zugesteht, gelten auch und gerade für seine Minderheiten. Umgekehrt ist es an uns Musliminnen und Muslimen, deutlich zu machen: Muslimsein in diesem Land ist nicht nur möglich, sondern wir sind als Religionsgemeinschaft auch eingeladen, den Staat und seine Gesellschaft mitzugestalten und zu ihrem Erhalt beizutragen.

Fazit

Braucht der Islam nun eine Reformation? In jedem Falle bedarf das islamische Denken eines „Weckrufs“. Es sollte sich auf sein eigenes Erbe besinnen, es sollte sich öffnen für seine Vielfalt in Vergangenheit und Gegenwart und für den Austausch mit anderen religiösen und gesellschaftlichen Gruppen empfänglich sein. Dabei ist das Ziel nicht, dass wir dadurch alle liberale und progressive Musliminnen und Muslime werden – nein, das Ziel ist, dass wir positive und konstruktive Antworten finden auf die Fragen, die uns das Leben stellt: heute, in pluralen Gesellschaften, in einer globalisierten Welt.

Harald Lamprecht, Dresden

Braucht der Islam eine Reformation?

Podiumsdiskussion mit DiTiB und liberalen Muslimen auf dem Berliner Kirchentag

Die Reformation im 16. Jahrhundert hat die christliche Kirche von innen heraus erneuert. Erstarrungen und Verengungen, die sich zwischen Gott und die Menschen geschoben und die Botschaft des Evangeliums verdunkelt hatten (Ablasshandel, Werkgerechtigkeit, Messe nur auf Latein etc.), konnten überwunden werden.

In mancher Hinsicht befindet sich der Islam der Gegenwart auch in einer Erstarrung. Fixiert auf Traditionen und Auslegungshorizonte aus vergangenen Jahrhunderten gibt es etliche Stimmen in der islamischen Welt, denen die Verbindung von Islam und Moderne schwerfällt. Braucht (auch) der Islam eine Reformation? Über diese Frage wurde im Zentrum Weltanschauungen auf dem Berliner Kirchentag im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Streit-Zeit“ heftig debattiert. Dass das Thema zugespitzt formuliert ist und fälschlicherweise suggeriert, der Islam hätte noch keine Reformen gehabt, gab Friedmann Eißler von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, der die Debatte moderierte, unumwunden zu. Auch sollte es in der Veranstaltung weder um einen historischen Vergleich von Christentum damals und Islam heute, noch um die Probleme der aktuellen türkischen Politik gehen. Stattdessen stand die Frage im Mittelpunkt: Welche religiösen Aussagen und praktischen Ansätze für eine „Reformation“ gibt es gegenwärtig innerhalb des Islam? Spannend an dieser Diskussion war,

dass sie keine Belehrung „des Islam“ durch „das Christentum“ inszenierte, sondern Einblick in eine innermuslimische Debatte über diese Fragen gewährte, denn alle drei Podiumsgäste waren Muslime.

Der Kämpfer

Erster Referent war Abdel-Hakim Ourghi, 1968 in Algerien geborener Islamwissenschaftler und seit 2011 Leiter des Fachbereichs Islamische Theologie und Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg i. Br. Im September 2016 hatte er mit anderen die Vereinigung „Säkulare Muslime“ gegründet und mit der „Freiburger Deklaration“¹ ein dezidiert an den Menschenrechten orientiertes Programm vorgestellt. Seine Aussagen waren scharf und z. T. polemisch zugespitzt: Im Körper des Islam wüte eine hausgemachte Krankheit, dafür brauche es ein innerislamisches Therapiekonzept. Die Behauptung, der Islam habe nichts mit Gewalt zu tun, sei ein kollektives Verdrängen, denn die Extremisten beten in den Moscheen und zitieren Koranverse. Sie versuchten, den Grundsatz zu etablieren, Nichtmuslime seien „unsere Feinde“. Ourghi sprach von der „Generation des Erlaubten und Verbotenen“. Die moderne Unübersichtlichkeit

¹ <http://saekulare-muslime.org/freiburger-deklaration>; vgl. auch MD 1/2017, 24-26.

der Welt versuche sie mit dem Rückzug auf ein religiös begründetes Regelwerk zu sortieren, das alle Handlungen in Erlaubtes und Verbotenes einteilt. Diese Sozialisation werde in Moscheen bezogen, und darum nannte Ourghi diese Moscheen „Orte der Vorradikalisierung“.

Der Islam brauche dringend eine Reformation – egal, wie man das nennen möchte, denn die Muslime benötigen einen Islam, der mit den Grundsätzen unserer Gesellschaft vereinbar sei, meinte Ourghi. Es gehe darum, den Islam von menschengemachtem patriarchalischem Ballast zu befreien. Muslime müssten mehr zum Akteur der Selbstbestimmung werden. Wie kann das gehen?

Ourghi nannte vier Punkte: 1. *Koran*: Es genügt nicht, den Koran im historischen Kontext verstehen zu wollen, wie es die traditionellen Gelehrten anhand der „Anlässe der Offenbarung“ machen, sondern man muss lernen, zwischen dem ethischen Sinn und dem historischen Kontext zu unterscheiden. Der in Mekka offenbarte (ältere) Teil des Korans ist zeitlos, die späteren Suren aus Medina hingegen sind politisch bestimmt und daher als zeitbedingt zu verstehen. 2. *Prophetenbild*: Es ist zu unterscheiden zwischen dem Kündler der Religion und dem Staatsmann, dessen politisches Handeln auch historisch zu verstehen und entsprechend zu kritisieren und nicht nur zu glorifizieren ist. 3. *Sunna*: Heute wird der Koran in vielen Gemeinden durch die sunnitische Tradition (Sunna) nahezu verdrängt, obwohl diese erst Jahrhunderte später entstanden ist. Einer solchen „Koranisierung der Sunna“ im Sinne einer faktischen Gleichstellung der Autoritäten von Sunna und Koran ist zu widerstehen. 4. *Die Wissenstradition der Muslime*: Sie ist wichtig, aber sie darf sich nicht einseitig an Ideen und Entwürfen festhalten, die in anderen Zeiten und Kontexten entstanden sind.

Es gebe im Islam Stimmen, wie die einer türkischen Zeitung, die meinen, der Islam brauche keine Reform, denn Reformen könnten nur in verdorbenen Religionen durchgeführt werden. Demgegenüber erklärte Ourghi, er kritisiere den Islam nicht, um ihn zu verlieren, sondern um ihn zu befreien. Die Muslime sollten sich aus der Unmündigkeit befreien und ihren Glauben ohne Tabus und Denkverbote reflektieren.

Der Diplomat

Bekir Alboğa, 1963 in der Türkei geboren, lebt seit 1980 in Deutschland, studierte ebenfalls Islamwissenschaft und ist seit 2004 bei der Türkisch-Islamischen Union der Anstalt für Religion (DİTİB) angestellt, wo er zunächst als Beauftragter für den interreligiösen Dialog und inzwischen als Generalsekretär fungiert. In dieser Funktion war er bisher bei fast jedem Kirchentag mit auf einem Podium, wie er einleitend berichtete. Mit den aktuellen Entwicklungen in der Türkei ist seine Position nicht einfacher geworden, denn auch wenn DİTİB immer wieder die eigene Unabhängigkeit behauptet – der Einfluss Ankaras auf DİTİB durch die staatliche Religionsbehörde Diyanet ist unübersehbar. Alboğa war schon vorher als Verbandsvertreter in der deutschen Politik ein kluger Diplomat, der seine Worte zu wählen weiß. Dass er überhaupt bereit war, an einem Podium mit Abdel-Hakim Ourghi teilzunehmen, der die islamischen Verbände in der Vergangenheit hart kritisiert hatte, brauchte etliches an Überzeugungskraft durch EZW und Kirchentag.

Seine Ausführungen begann Alboğa dann auch mit einem Angriff auf Ourghi. Dessen Beitrag sei „halbwissenschaftlich“. Er spreche lediglich Dinge aus, von denen er wisse, dass die Leute sie hören wollen. Das galt allerdings in stärkerem Maß für Alboğas Beitrag selbst. Dieser verwies auf die sunnitischen Rechtsschulen und stellte als

Markenkern der hanafitisch-maturidischen Richtung heraus, dass Vernunft und Offenbarung eng aufeinander bezogen seien. In dieser Glaubensauffassung sei er selbst (wie die allermeisten Türken) aufgewachsen. Daher sollten nach seiner Meinung wissenschaftliche und religiöse Institutionen Hand in Hand in Kooperation arbeiten, nicht in Konkurrenz, sondern in Ergänzung gemäß dem Spruch von Albert Einstein: Wissenschaft ohne Religion ist lahm, Religion ohne Wissenschaft ist blind.

Eine Reformation habe der Islam schon gehabt, nämlich seit 1839 im Osmanischen Reich und dann vor allem durch Kemal Atatürk in der Republik Türkei nach 1923: Das Kalifat wurde abgeschafft, die Sufi-Orden geschlossen, westliche Gesetzgebung eingeführt, die Staatsreligion durch Laizismus ersetzt, das lateinische Alphabet eingeführt usw. Alle türkischen Muslime bringen – so Alboğa – diese Tradition des Laizismus mit. Daher würden sie auch die Werteordnung des Grundgesetzes „ohne Wenn und Aber akzeptieren“. Die Hälfte der Mitarbeiterinnen bei DİTİB trage kein Kopftuch, und niemand dränge sie dazu, denn die hanafitische Tradition gehe davon aus, dass der innere Glaube nicht an einer äußeren Religionspraxis ablesbar sei. Auch gebe es innerhalb von DİTİB keine Diskussion, ob man ein islamisches Recht einführen möchte.

Diese Darstellung provozierte einige kritische Rückfragen: Die kemalistischen Reformen in der Türkei seien politische Veränderungen zur Anpassung an den Westen gewesen. Was haben sie mit einer religiösen Reformation des Islam zu tun? Wenn Alboğa solch ein Verfechter des Kemalismus sei, müsste er heute in der Opposition sein. Seine Antwort blieb diplomatisch allgemein: Die maturidische Schule habe kein Problem mit der Vernunft und könne deshalb mit der Religionspraxis eines säkularen Staates zufrieden sein. In Ankara

gebe es sogar atheistische Professoren an der Theologischen Hochschule. Und weil sie zwischen Religion und Staat trennen, könnten sie auch damit leben, was jetzt in der Türkei der Staat mache.

Die Reformerin

Nushin Atmaca, 1984 in Berlin geborene Islamwissenschaftlerin, arbeitet am Leibniz-Zentrum Moderner Orient in Berlin und hat 2016 den Vorsitz des Liberal-Islamischen Bundes (LIB)² von Lamyia Kaddor übernommen. Der LIB versteht sich als Interessenvertretung für Muslime mit liberaler theologischer Auffassung, die keinem anderen Verband angehören, und kämpft dafür, dem Koran offen und vorurteilsfrei begegnen zu können.

In der Diskussionsfrage „Braucht der Islam eine Reformation?“ beobachtete Atmaca mehrere falsche Grundannahmen: 1. *Die Annahme einer historischen Linearität*, als ob sich geschichtliche Entwicklungen immer nach gleichen Mustern verhielten – aber es gibt unterschiedliche Formen von Modernität und unterschiedliche Wege dahin, nicht nur das europäische Modell; 2. *die Annahme einer Parallelität*, als ob die Entwicklung des Islam zeitverzögert parallel zu der Entwicklung der Kirchen verlaufen müsste; 3. *eine paternalistische Haltung*, die von oben herab auf die Muslime blickt und fragt, wo sie denn stehen geblieben seien, und schließlich 4. *ein Unwissen in Bezug auf die islamische Geistesgeschichte*, das übersieht, dass es im Islam schon immer Reformen gegeben hat und sich auch heute viele Muslime für Veränderungen einsetzen.

Trotz dieser grundsätzlichen Kritik äußerte sich Atmaca im Vergleich mit den anderen Referenten am konkretesten und differen-

² www.lib-ev.de, www.liberales-muslime-deutschland.de; vgl. zum LIB auch in diesem Heft 268f.

ziertesten über den aktuellen innermuslimischen Reformbedarf. Ihr Grundansatz dabei war, nicht die vielen Anknüpfungsmöglichkeiten innerhalb des reichen islamischen Erbes zu übergehen, sondern diese fruchtbar zu machen. Denn die gegenwärtige Erstarrung habe ihre Wurzeln weder im 7. noch im 11. Jahrhundert, sondern erst Ende des 16. und insbesondere Anfang des 20. Jahrhunderts. Mit dem Ende des Osmanischen Reiches und dem Gefühl des Niedergangs der islamischen Welt und der Übermacht des Westens habe die moderne Krise des Islam begonnen. Darauf habe es im Grunde zwei Richtungen der Reaktion gegeben: 1. die Anpassung an westliche Konzepte (z. B. im Kemalismus der Türkei) und 2. eine Gegenbewegung „zurück zu den Wurzeln“: Diese bezog sich zwar positiv auf die religiösen Quellen, aber in dieser Strömung setzte sich eine fundamentalistische Lesart durch, die zu einer Verengung des Denkens und der Theologie führte. Es setzte sich die Vorstellung durch, es gebe so etwas wie den einen wahren Islam. In der Konsequenz wird versucht, die innere Vielfalt zu unterdrücken, die den Islam über Jahrhunderte gekennzeichnet hatte.

Aktuellen Reformbedarf sieht Atmaca vor allem in vier Bereichen: *1. Die innermuslimische Vielfalt des Denkens und der Lebensweisen zurückgewinnen.* Es gibt nicht nur den einen wahren Islam. Anderen Auffassungen darf nicht der Glaube abgesprochen werden – wie das heute leider in Mode gekommen ist. Ausdrücklich bezog Atmaca auch konservative Strömungen mit ein, die – neben den liberalen – durchaus ihr Daseinsrecht innerhalb des Islam haben. Diese Weite unterschied sie wohlthuend von den auf seine Weise wiederum ausgrenzenden Aussagen von Abdel-Hakim Ourghi („Alles, was nicht mit einem modernen, aufgeklärten Islam zu tun hat, hat bei uns im Westen nichts zu suchen.“)

2. Stärkung der Eigenverantwortlichkeit des Individuums gegenüber den religiösen Autoritäten. Jeder Mensch steht selbst in der Verantwortung vor Gott und sollte auch die Freiheit haben, über sein religiöses Leben zu entscheiden. Religiöse Autoritäten sind deshalb nicht abzuschaffen, aber ihre Macht ist zu relativieren. *3. Abrücken von einem totalitären Verständnis des Islam.* In der Moderne (genauer: seit dem anwachsenden Fundamentalismus im 20. Jahrhundert) hat sich die Auffassung verbreitet, der Islam sei ein Regelwerk, das jeden Aspekt des Lebens strukturiert und alle Handlungen in Erlaubtes und Verbotenes einteilt. Demgegenüber sollte der Islam mehr als ethischer Leitfadens und moralischer Kompass verstanden werden, der den Menschen in den Mittelpunkt stellt und ihm hilft, im Angesicht Gottes ein gutes Leben zu führen. *4. Reflektierter Umgang mit den religiösen Quellen.* Bereits die traditionelle islamische Literatur bemüht sich um eine Unterscheidung zwischen überzeitlichen und kontextuellen Versen im Koran. Daran kann man anknüpfen und mit heutigen wissenschaftlichen Methoden weiterarbeiten. Es geht darum, den Sinn der koranischen Botschaft zu erschließen und nicht bei ihrer äußeren Form hängen zu bleiben. Es muss gefragt werden, wie diesem Sinn in der Gegenwart am besten Ausdruck verliehen werden kann.

Atmaca benannte auch deutlich, wogegen der Liberal-Islamische Bund sich positioniert: 1. Nicht zu gebrauchen sind Ignoranz gegenüber bestehenden Problemen, Autoritätsgläubigkeit, Entmündigung des Einzelnen. 2. Keine Heiligsprechung von antimuslimischer Islamkritik: Auch wenn es Reformbedarf gibt, ist darauf zu achten, dass pauschale antimuslimische Äußerungen nicht als „berechtigte Islamkritik“ dargestellt werden. Es gibt zu viel strukturelle Diskriminierung und Alltagsrassismus in Deutschland. 3. Keine Kultivierung der

Andersartigkeit: Muslime sind nicht grundsätzlich irgendwie anders, sondern normale Menschen. Unter ihnen gibt es fundamentalistische und liberale Auffassungen, wie eigentlich überall. 4. Keine Vereinnahmung der liberalen Muslime: In den Medien gibt es eine Tendenz, zwischen guten und bösen Muslimen zu sortieren. Für den LIB ist es wichtig, in den Auseinandersetzungen nicht von Rechtspopulisten instrumentalisiert zu werden.

Die Diskussion

Auf dem Podium ging es zeitweise hitzig zu – insbesondere zwischen Abdel-Hakim Ourghi und Bekir Alboğa. Ein aus dem Publikum eingebrachter Vergleich mit der Gewaltgeschichte des Christentums wurde von Ourghi mit einer bemerkenswerten Begründung zurückgewiesen: Es helfe den Muslimen nicht, dass es auch Gewalt im Christentum gegeben habe. Sondern es helfe, darauf zu sehen, wie Christen mit der Gewalt umgegangen seien und welche Position sie heute dazu haben. Solche Vergleiche helfen nicht, wenn sie verhindern, dass die richtigen Fragen gestellt werden.

Wie steht es mit den Menschenrechten und mit der Todesstrafe für den Abfall vom Islam („Apostasie“)? Nushin Atmaca bezeichnete die Menschenrechte als Bestandteil der Scharia, denn nach ihrem Verständnis ist die Scharia ein ethischer Leitfaden, dem zufolge alle Menschen gemäß ihrer Würde gleich zu behandeln sind. Die Todesstrafe sei kein Gebot des Korans, wie auch Ourghi ausführte, sondern späterer Tradition entspringen, von der man sich heute lösen müsse, denn die Menschenrechte stehen über den Religionen, meinte er.

Angesprochen auf verschiedene Publikationen zum Umgang mit Frauen u. a. auf DiTİB-Büchertischen antwortete Alboğa ausweichend, es würden ja auch noch Bibeltexte trotz der Gewaltpassagen gedruckt. Im Übrigen sei man mit dem Grundgesetz zufrieden, und es gebe keine Diskussion zur Einführung der Scharia in den Gemeinden seines Verbandes.

Ein Fazit

Braucht der Islam eine Reformation? Er steckt mitten darin, wie Abdel-Hakim Ourghi und Nushin Atmaca auf je eigene Weise mit ihrem Engagement eindrucksvoll zeigen. Auch dass der Bereich der sogenannten liberalen Muslime keineswegs einheitlich ist, sondern eine Bandbreite verschiedener Auffassungen abdeckt und auch dort innere Spannungen dazugehören, wurde erkennbar. Alle drei Podiumsgäste haben sich nachdrücklich zu Demokratie und Menschenrechten bekannt. Für Ourghi geht das aber nur in Abgrenzung von und in harter Auseinandersetzung mit einem großen Teil der islamischen Tradition.

Atmaca bemüht sich demgegenüber stärker darum, Liberalität und Offenheit aus der islamischen Tradition selbst heraus zu entwickeln und diese auch religiös zu begründen. Damit ist der Weg des LIB für religiös engagierte Muslime vermutlich attraktiver als die stark von säkularer Religionskritik durchzogene Position Ourghis.

Bei Bekir Alboğa hingegen blieb das Bekenntnis zu den Menschenrechten lediglich auf der Ebene einer schlichten Behauptung einer Identität mit dem DiTİB-Islam – unter Absehung von allen gegenläufigen Indizien. Allerdings: Jede andere Stellungnahme hätte ihn unter den derzeitigen Verhältnissen möglicherweise seinen Job gekostet.